

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1917

Otto Vollers [Mit Abb.]

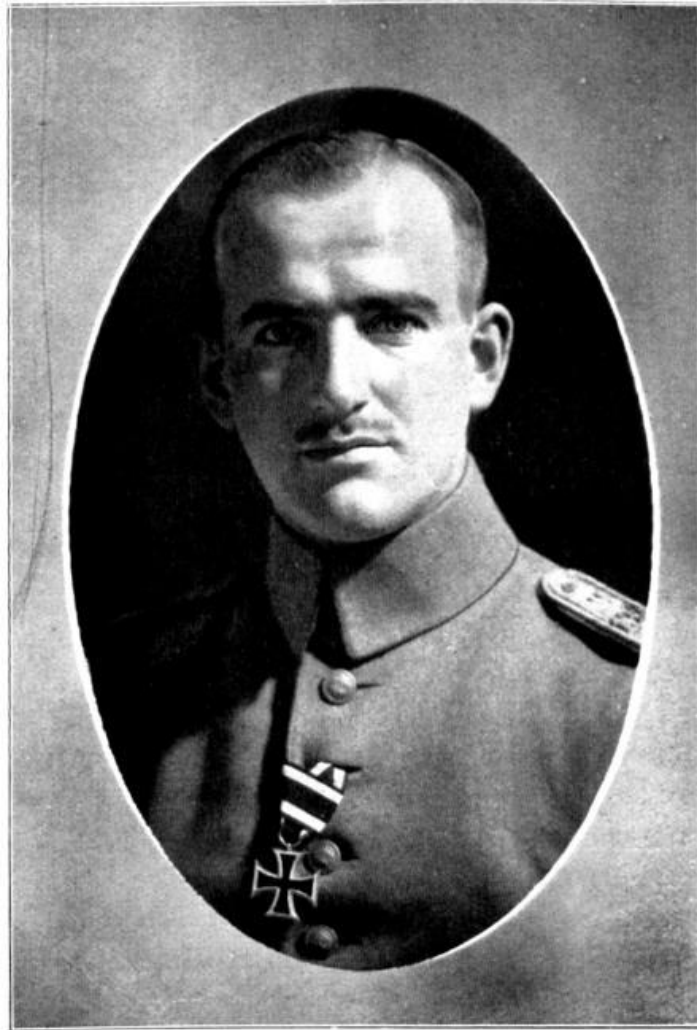
Otto Vollers

Bankbeamter, Leutnant der Reserve, Sohn des verstorbenen Geometers Karl Vollers, wurde am 26. Juni 1888 zu Oldenburg geboren. Er besuchte dort die Oberrealschule und erlangte Ostern 1908 das Zeugnis der Reife. Er widmete sich alsdann dem Bankfach. Nach Beendigung seiner Lehrzeit bei der Oldenburgischen Landesbank diente er April 1911/12 als Einjährig-Freiwilliger beim 5. Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen) in Jena. Im darauf folgenden Jahre studierte er an der dortigen Universität Nationalökonomie. Dann trat er wieder bei der Landesbank ein, die ihn als Vorsteher bei ihrer Nebenstelle in Quakenbrück beschäftigte. Im Verbands des 2. Lothringischen Infanterie-Regiments Nr. 131 zog Otto Vollers in den Krieg. Im Westen — am Sternwäldchen von Vermanouvillers — hatte er zunächst alle Freuden und Leiden des Stellungskrieges mit durchzukosten. Dann ging er Anfang des Jahres 1915 mit dem Regiment nach Rußland. Hier erreichte ihn nach schweren Strapazen und Kämpfen am 19. Februar bei Gruski im Walde von Augustow das feindliche Geschöß, in dem Augenblicke, als er an der Spitze seiner Kompanie, selbst die Gefahr nicht achtend, andere warnen wollte. Trotz der schweren Verwundung, Schuß durch Brust und Lunge, wußte er es mit starker Willenskraft durchzusetzen, daß er in die Heimat befördert wurde, wo er unter der gewissenhaften Behandlung des Arztes und treuer Pflege scheinbar bald genas. Nach Verleihung des Eisernen Kreuzes und des Friedrich-August-Kreuzes 2. Klasse wurde er am 22. März 1915 zum Leutnant befördert. Mutig blickte er in die Zukunft, glücklich als junger Bräutigam, glücklich auch darüber, dem Vaterlande seine Kraft wieder zur Verfügung stellen zu können. Da ereilte ihn sein Schicksal. Mit der Führung eines Truppentransportes nach dem Osten betraut, befiel ihn unterwegs eine tödliche Krankheit, der sein Körper noch nicht ausreichenden Widerstand entgegensetzen konnte. Er starb am 11. September 1915 im Lazarett zu Insterburg. Die Untersuchung ergab, daß die eigentliche Todesursache in den Folgen des seiner Zeit erhaltenen Lungenschusses zu suchen war. Durch seinen frühen Tod ist er vielleicht einem früher oder später eintretenden Siechtum entgangen. Otto Vollers war ein guter Mensch, tapfer als Soldat und tüchtig in seinem Beruf. Sein stilles und bescheidenes Wesen sichert ihm ein treues Gedenken seiner Freunde.

Bericht über seine Teilnahme am russischen Feldzug.

Wir liegen in Picourt (etwa in der Mitte zwischen Amiens und St. Quentin) in Ruhe. Es ist am 19. Januar, abends, als plötzlich der Befehl kommt, die





Otto Bollers



Kompagnien machen von morgen ab Übungsmärsche, und zwar mit vollem Gepäck. Gleichzeitig verbreitet sich das Gerücht, das XXI. Armeekorps wird aus der Stellung gezogen, um an anderer Stelle eingesetzt zu werden. Wo geht es hin? Man spricht von Urras, Soissons, von Elsaß-Lothringen, ja selbst von Rußland. Etwas Bestimmtes wird man nirgends gewahr, selbst der Bataillonskommandeur weiß es nicht, er weiß nur, daß das Korps fortkommt. An den nächsten Tagen werden also tüchtige Märsche gemacht; am 23. Januar, mittags, wir sind gerade vom Übungsmarsch zurück, ist der Befehl da, heute abend, 6.15 Uhr, steht das Bataillon am Ostausgang zum Abmarsch bereit. Es wird nur des Nachts oder bei dichtem Nebel marschiert, um das Ablösen des Korps feindlichen Fliegern zu verbergen. Verladen werden sollen wir erst in einigen Tagen; die Märsche sind nötig, um die dicht hinter der Front liegenden Orte langsam für die ablösenden Truppen zu räumen, und um die im Schützengraben befindlichen Mannschaften nicht plötzlich der Reserve zu entblößen. So gelangen wir über Ugnv, Montescourt (dort ein Tag Ruhe), nach Brissay, wo wir mehrere Tage bleiben. 27. Januar, Kaisers Geburtstag. Das Bataillon ist zum Parademarsch versammelt und erfährt hier aus der Ansprache des Majors, daß das siegreiche XXI. Korps auf Befehl Seiner Majestät aus seiner Stellung herausgezogen wird, um an anderer Stelle zum vernichtenden Schlage mit eingesetzt zu werden. Ein dreifaches, donnerndes Hurra ist die Antwort. Aber wo dieser Schlag geführt werden soll, bleibt immer noch unbekannt. Am 29. Januar ist Bataillonsübung, ein markierter Angriff auf das „Fort de Mayot“ von La Fère. Am 30. Januar ein Übungsmarsch nach Stancourt, wo ein Vortrag über die Schlacht bei St. Quentin und die anschließenden Verfolgungskämpfe gehalten wird. Am 31. Januar, früh 4 Uhr, ist Abmarsch nach La Fère, wo wir verladen werden, und von wo wir gegen 8 Uhr endlich abfahren. Alles hat sich auf 4 Tage mit Brot versorgt, also bleibt nur die Möglichkeit, daß wir nach dem Osten, nach Rußland kommen. Aber da wieder die Frage, wohin? Nach den Karpathen, nach Warschau oder nach Ostpreußen? Noch weiß es keiner, aber jeder denkt und hofft, nach Ostpreußen zu kommen, um bei der Befreiung des eigenen Vaterlandes von den Russen dabei gewesen zu sein.

In schöner Fahrt ging es nun über Laon, über von unseren Pionieren und Eisenbahntrouppen wiederhergestellte Brücken und Viadukte, vorbei an zerstörten Ortschaften, weiter über Montcornet, Liart, Charleville—Mézières, vorbei an den Schlachtfeldern unserer Väter, vorbei an dem berühmten Donchery, nach Sedan, weiter über das ebenso berühmte Bazeilles, Montmédy, Louigny, nach Diedenhofen. Inzwischen war es schon Nacht geworden, und wir wurden erst wieder munter, als wir bei Tagesgrauen in Trier zum Kaffeetrinken etwas unsanft geweckt wurden. Wir waren wieder auf deutschem Boden und stellten hier, wie nachher noch oft, gleich den großen Unterschied fest zwischen französischer und deutscher Sauberkeit, und zwar zugunsten der letzteren. Bei herrlichem Wetter

ging die Fahrt dann weiter durch das wunderschöne Moseltal, wo wir uns manchen guten Tropfen erstanden haben, umjubelt, wie fast auf der ganzen Fahrt durch Deutschland, von Männlein und Weiblein, die aus den Häusern und von den Straßen uns zuwinkten; denn schon viele unter uns waren mit dem Eisernen Kreuz geziert. Weiter ging so die Fahrt über Koblenz, Gießen, Marburg, Kassel, über Eichenberg, durch den Harz (Nordhausen, Sangerhausen), über Calbe nach Berlin-Moabit. Hatten wir bisher noch verhältnismäßig gutes Wetter gehabt, so setzten im Harz Schneetreiben und Kälte (— 17° R.) ein, daß wir mit Schauern an Rußland dachten. In Berlin war Empfang warmer Unterkleidung, es fand ein Austausch statt von Hosen, Röcken und Stiefeln, viel Zeit gab es aber nicht dazu, die Sachen wurden verpaßt und mußten im Zuge angezogen werden. Die alten Hosen usw. wurden einfach auf der nächsten Station zum Fenster hinausgeworfen. So gelangten wir nach Stettin und wußten erst jetzt endgültig, daß wir nach Ostpreußen kommen sollten. Weiter ging es über Stargard, Neu-Stettin, Königs, Pr.-Stargard, Danzig, Dirschau, über Marienburg, Elbing, über Braunsberg und Königsberg nach Gr.-Staisgirren, wo wir am 4. Februar bei Tagesanbruch ankamen, und von wo wir nach dem Ausladen einige Kilometer weiter nach Schillehlen marschierten, um Quartier zu beziehen, d. h. um unsere Knochen mal wieder ordentlich auszuruhen und auszustrecken.

Am folgenden Tage wurde um 2.30 Uhr, nachmittags, nach Schleiten weitermarschiert, daß wir um 5 Uhr erreichen sollten. Da aber äußerst heftiges Schneetreiben und der Wind uns entgegen war, der Schnee schon über $\frac{1}{2}$ m hoch lag, kamen wir ermüdet und schwitzend — bei etwa 10° Kälte — gut zwei Stunden später an. Am 6. Februar war Ruhetag. Am folgenden Tage ging es schon früh weiter, nachdem ein Teil der Munition und der eisernen Portionen von den Kompagniewagen auf einen Schlitten, den wir nebst 2 Pferden im Dorfe für gutes Geld gekauft hatten, umgeladen war; denn man dachte, der Schlitten würde besser mitkommen als die Wagen, da schon die Feldküche im Graben gelegen hatte und erst spät am 6. wieder zur Kompagnie gelangt war. Es sollte aber doch anders kommen. Wieder gelangten wir nur langsam vorwärts, wieder war Schneetreiben mit dem Wind entgegen bzw. seitwärts. Dazu war die Straße vollgepfropft von Artillerie, Munitions- und Verpflegungskolonnen, von Kavallerie und Infanterie. Hier war ein Geschütz, dort ein Packwagen oder eine Feldküche in den Straßengraben gerutscht, dann wieder sperrten Schneeverwehungen von 1 m bis zu 2 m Höhe auf längere oder kürzere Strecken die Straßen, wo man sich nur langsam hindurcharbeiten konnte. Wagen und Autos — letzteren war verschiedentlich das Kühlwasser eingefroren — saßen fest; es gab kaum ein Ausweichen. Spät des abends langten wir endlich im Quartier in Pellehnen an; nur der Patronenwagen war zur Stelle, der Schlitten in ein falsches Dorf gefahren, die Feldküche lag wieder irgendwo im Graben, und erst gegen Mitternacht

langte der hintere Teil (der Kessel) an. Die Proze fehlte und sollte in der Nacht auch noch herangeholt werden, war aber am Morgen beim Abbrücken noch nicht zur Stelle, und es blieb daher vom 8. Februar ab die Feldküche ganz zurück, ebenso wie der Schlitten, der auch nicht zum Abbrücken da war. Am 8. ging es auch nur langsam voran, und kamen wir wieder erst spät abends ins Quartier, zu müde um noch die Konserven zu kochen, kalt bzw. gefroren wurde die Fleischportion gegessen. Brot war auch schon seit einigen Tagen nicht mehr empfangen und daher überall ein gesuchter Artikel. Es kam noch der Befehl: „Von morgen ab wird angegriffen“, dann legte man sich schlafen, vielleicht zum letzten Mal, nachdem man zuvor Stiefel und Strümpfe ausgezogen hatte, um sie wieder zu trocknen. Das Schneewasser, das sich immer auf den Stiefeln bildete, wenn man auch nur einen Augenblick stand, ging überall durch. Die Stiefel selbst froren dann beim Weitermarsch, wenn der eisige Wind darüberweg wehte, steif und drückten überall. Wer sie des Nachts anbehielt, konnte vielleicht am andern Tag erleben, daß ihm die Zehen oder Füße erfroren waren. Da half nur, des Nachts die bloßen Füße mit in die Wolldecke wickeln, und Schuhe und Strümpfe für den andern Tag wenigstens einigermaßen trocknen.

Am 9. wurde noch in der Dunkelheit abmarschiert, aber schon nach einem Marsch von etwa 10 Minuten hörten wir fernen Geschützdonner und sahen den blutigroten Schein brennender Häuser und Ortschaften. Sollten wir noch am selben Tage ins Gefecht kommen? Unentwegt ging es weiter; erst gegen Mittag gab es eine längere Rast. Als das Bataillon weitermarschierte, blieb unsere Kompanie als Artilleriebedeckung zurück, da die Russen die Brücke über einen Nebenfluß der Memel zerstört hatten und unsere Schwesterwaffe daher einen größeren Umweg machen mußte, wobei sie nicht ohne Infanterieschuß bleiben durfte. Von nun an ging es nur sehr langsam vorwärts, da überall Stauungen eintraten, auch manchmal ein Geschütz in den Graben rutschte oder umschlug. So gelangten wir des Abends in den Schorellener Forst, wo auch wieder eine Stauung entstand, die, da die Dunkelheit hereinbrach, nicht behoben wurde. Wir mußten daher den Morgen abwarten und die Nacht draußen bleiben, ein Teil der Artilleristen spannte die Pferde aus und ritt zurück ins nächste Dorf ins Quartier. Wir aber entzündeten im Walde sechs große Feuer, hockten, in unsere Decken gehüllt, um dieselben herum, teilten an Genießbarem, was vorhanden war, untereinander, und trankten, in Ermangelung von Wasser, unsern Durst an geschmolzenem Schnee. War man auf der dem Feuer zugewandten Seite fast geröstet, so erfror einem die abgekehrte Seite. Es sollen auch in jener Nacht, wie wir am Tage hörten, annähernd 20° Kälte geherrscht haben. Wir waren daher froh, als es wieder Tag wurde und wir weitermarschieren konnten. Aber nur langsam ging es weiter; denn wir blieben noch den ganzen Tag über Artilleriebedeckung. Erst am Abend löste uns eine andere Kompanie ab. Wir bezogen dann sofort in den nächsten

leeren Häusern Quartier, suchten aus Kellern Kartoffeln zusammen, um uns trotzdem noch mit knurrendem Magen zum Schlaf hinzulegen; denn nur die wenigsten hatten etwas genossen. Am 10. ging es dann auch wieder früh, aber flott weiter; bis wir gegen Mittag nach Schirwindt—Neustadt kamen, wo eine größere Rast gemacht wurde und jeder versuchte, sich etwas Essen zu verschaffen. Als nach einigen Stunden weitermarschiert werden sollte, trafen gerade die Lebensmittelwagen unseres Bataillons dort ein und wurde daher die Ruhepause für einige Stunden ausgedehnt. Jetzt wurden erst mal die eisernen Portionen aufgefrischt und außerdem noch für zwei Tage Lebensmittel empfangen, wovon gleich die eine Hälfte in unsere ausgehungerten Mägen wanderte. Als Ziel war uns Wilkowschki genannt, es war noch ein guter Marsch. Auf halbem Wege kamen wir aber an einem großen, verlassenen Gutshof vorbei und unser Kompagnieführer entschloß sich, dort zu übernachten, da man nicht wissen konnte, ob in Wilkowschki bei Nacht noch Unterkunft zu erhalten war. Da auf dem Gute reichlich Stroh, auch Heizmaterial vorhanden und jeder gesättigt war, so trat noch für einige Stunden eine gehobene Stimmung ein. Auf zwei vorhandenen Klavieren wurde musiziert und kräftig dazu gesungen. Neu belebt, ging es am andern Morgen weiter, durch Wilkowschki durch, um den am Tage vorher noch größer gewordenen Vorsprung des Bataillons wieder zu verringern, womöglich noch Kalwarija zu erreichen. Ganz sollte es uns aber nicht gelingen, und wieder quartierten wir uns bei Dunkelwerden auf einem größeren Hofe ein. Waren uns schon am Tage größere Abteilungen gefangener Russen begegnet, so wurden für die Nacht in der einen Scheune auch noch etwa 100 Russen untergebracht, deren Bedeckungsmannschaften (fünf Mann !!) es auch für richtiger hielten, den Tag abzuwarten, als bei Nacht nach Wilkowschki zu marschieren. Proviant empfangen wir noch wieder von unsern Lebensmittelwagen, die an dem Gute vorbeifuhren (sie hatten in Wilkowschki gelegen) und die noch nach Kalwarija mußten, wo an dem Abend das Bataillon sein sollte. Unser Kompagnieführer wollte deshalb am andern Tage sehr früh abmarschieren, um Anschluß zu bekommen. Als wir aber am andern Morgen dort eintrafen, war das Bataillon schon weiter.

Wir beschloßen daher, in Kalwarija zu bleiben, um uns gehörig auszuruhen. Am 14. brachen wir dann sehr früh auf; es wurde den ganzen Tag marschiert. Zum Umfallen müde, wollten wir uns des abends, schon im Dunkeln, gerade wieder in einem Dorfe einquartieren, als ein Offizier auf unsere Kompagnie zugesprengt kam und nach unserer Regiments- und Kompagnienummer fragte. Als wir sagten 9/131, teilte uns unser Regimentsadjutant, dies war nämlich der betr. Offizier, mit, daß unser Regiment in demselben Dorfe läge, daß es aber soeben den Befehl erhalten hätte, noch weiter nach vorn aufzuschließen, und daß es in einer halben Stunde abmarschieren sollte. Wir setzten deshalb neben der Straße die Gewehre zusammen, legten das Gepäck dazu, und der größte Teil der

Leute lag fast gleichzeitig für kurze Zeit schlafend dabei. Ärgerten wir uns eines Teils darüber, noch nicht zur Ruhe zu kommen, so freuten wir uns andern Teils doch darüber, daß wir wieder beim Regiment waren. Wir legten dann nachher noch etwa 12 km zurück, bis wir in Seyny waren, wo das Regiment für den Rest der Nacht bleiben sollte. Als sich dann herausstellte, daß dort nur noch Unterkunft für zwei Bataillone war, mußte das 3. Bataillon, somit auch unsere Kompagnie, nochmals um 3 Kilometer vorrücken bis Prseyny. Gegen 1 Uhr kamen wir dort an, nachdem wir an diesem Tage in etwa 20 Stunden, Marschpausen eingerechnet, rund 60 km zurückgelegt hatten. Lange sollten wir aber keinen Schlaf haben; schon um 3 Uhr mußten wir weiter. Wir waren mit den vordersten Teilen der Division mit den Russen in Berührung. Als wir gegen Mittag in die Nähe von Marcharce kamen, hörten wir, noch im Walde, äußerst heftiges Infanterief Feuer, untermischt von einzelnen Kanonenschlägen. Sofort wurden unsere Maschinengewehre und Geschütze vorgezogen, und alsbald war der Spektakel noch schlimmer. Wir rückten auch weiter vor und kamen hinter Marcharce in einen Hohlweg zu liegen, während die Russen, die in der Richtung auf Augustowo zurückgingen, den gegenüberliegenden Walbrand bei Serfsilas zähe verteidigten. Von dort hatten sie auf den Hohlweg, der etwas weiterhin eine Biegung machte, und durch den unsere Geschütze und Maschinengewehre wegen der Schneeverwehungen hindurch mußten, zwei Geschütze eingerichtet, auch hatten sie dort mehrere Maschinengewehre gut versteckt in Stellung. Hier war auf deutscher Seite besonders das Regiment 17 im Gefecht, es hat ziemlich Verluste erlitten, aber bei großer Tapferkeit und ungestümem Angriff schöne Beute gemacht und viel Ruhm geerntet. Beide Geschütze, 3 oder 4 Maschinengewehre und viele Bagagewagen wurden von den 17ern, genommen. Gerade als es hieß, die 9. Kompagnie J.-Regt. 131 greift den Ausgang von Serfsilas aus nordöstlicher Richtung an, als eben unsere erste Schützenlinie vorging, gelang es den 17ern, die Russen aus ihrer gutgewählten Stellung zu vertreiben. Sofort ging es an die Verfolgung. Unsere Kompagnie sammelte sich hinter Serfsilas und hatte dort einen Augenblick Marschpause. Mancher hatte sich von der russischen Bagage ein Paar neue Stiefel geholt, so auch ich, außerdem hatte ich noch ein Paar dicke, wollene Socken erwischt. Die Pause benutzte ich dazu, meine eigenen Stiefeln und den Rest meiner Strümpfe (es waren fast nur noch Löcher), auszuziehen, die Füße trocken zu reiben und die neuen Sachen wieder anzuziehen. Nachher habe ich nie mehr nasse Füße gehabt, trotzdem ich noch öfter bis fast an die Knie ins Wasser gekommen bin. Meine Stiefel fanden auch noch wieder einen neuen Herrn, denn es waren einige in der Kompagnie, die bislang immer vorgezogen hatten, in Schnürschuhen und Gamaschen zu gehen. Nach Augustowo sollten wir aber nicht mehr kommen. Hinter Studzieniczna setzten sich die Russen, von frischen Truppen aus Augustowo unterstützt, an einer Wegenge, beide Flügel an Seen angelegt, äußerst heftig zur Wehr. Galt es doch für sie,

den Bahnhof von Augustowo, von wo noch mehrere Züge Truppen und Geschütze in möglichst großer Zahl nach Grodno retten sollten, bis zuletzt frei zu halten. Da es schon anfang zu dunkeln, die Stärke der Russen im Walde auch nicht festzustellen war, und unsere Artillerie keine geeignete Stellung fand, so wurde befohlen, daß Patrouillen am Feinde blieben, während alles andere in Studzieniczna und Wojciech in Alarmquartiere ging. Wir waren noch keine Stunde unter Dach, als schon wieder der Befehl zum Antreten kam, die Brigade sollte die Russen mit der blanken Waffe aus der Stellung vertreiben, Tornister, alles was hinderlich sein konnte, blieb im Quartier, sogar die Patronen, jeder Mann hatte nur einen Rahmen in der Hosentasche, mitzuführen. Alle Gewehre wurden nachgesehen, damit nicht doch noch etwa aus Unvorsichtigkeit, Nachlässigkeit ein Schuß losging und den Plan verriet. Nur auf ausdrücklichen Befehl eines Offiziers sollte geschossen werden dürfen. In Linie zu zwei Gliedern, mit einem halben Schritt Abstand, wurde links und rechts der Straße angetreten, und sollte beim Vorgehen nach dort Anschluß gehalten werden. Weit sind wir nicht vorwärts gekommen; denn schon bald war infolge der völligen Dunkelheit überall der Anschluß verloren gegangen, und es dauerte lange, bis es weiter gehen konnte. Nachdem dies einige Male passiert war, war schließlich wieder alles auseinander; und indem wir versuchten, unter Führung eines Leutnants wieder Anschluß zu finden, verließen wir uns immer mehr.

Unser Bataillonskommandeur ließ darauf den sich bei ihm befindlichen Trupp halten, um mit den Kompagnieführern zu beraten, und um sich über die Richtung zu orientieren. Als ich ihm dann meldete, daß wir nach meiner Ansicht zu sehr nach vorn links weggelaufen wären, gab es allgemeinen Widerspruch. Zuletzt wurde ich aber doch mit 4 Mann fortgeschickt, um zu versuchen, in der von mir für richtig gehaltenen Richtung die anderen Abteilungen zu finden. Nachdem ich nach meiner Schätzung ca. 500 bis 600 m zurückgelegt hatte, fand ich dieselben auch glücklich. Als ich gerade mit dem Regimentskommandeur über die Wiederherstellung der Verbindung sprach, kam von der Brigade der Befehl, daß der Tag abgewartet werden und alles wieder in die Quartiere gehen solle. Ich überbrachte diesen Befehl meinem Major und führte dann den Rest des Bataillons im Gänsemarsch zum übrigen Regiment; worauf wir, nachdem alles zusammen war, nach Studzieniczna zurückmarschierten.

Am 16. nach Hellwerden gingen wir im Walde wieder vor und stießen bald auf den Gegner. Da unser Bataillon am Schluß marschierte, blieben wir zunächst in Reserve. Aber schon bald kam der Befehl, 10. und 9. Kompagnie im Anschluß an J.-R. 17 rechts verlängern; 2. Zug (Zug Vollers) 9. Kompagnie zur Verstärkung bei J.-R. 17 einschwärmen. Ich ging darauf in dünner Schützenlinie mit meinem Zuge vor und traf in einer kleinen Mulde auf zwei mir gut bekannte Leutnants von den 17ern. Leutnant der Reserve Meyer klärte mich sofort über die Lage auf

und fügte hinzu: „Es ist schrecklich, ein Mann nach dem andern wird mir weggeschossen.“ Ich ließ darauf meine Leute in die Linie der 17er einschwärmen, nachdem ich ihnen vorher noch geraten hatte, sofort nach dem Stellungnehmen mit dem Eingraben zu beginnen. Ich selbst richtete mich hinter einem Baum einen Augenblick auf, um zu beobachten, da uns die Russen 10—15 m vor der Nase liegen sollten. Ich sah wenig, nur in dieser kurzen Entfernung sehr dichtes Unterholz; darin mußten also die Russen liegen. Einer meiner Unteroffiziere, der einen Meter von mir entfernt sich hinter einem andern Baum für einen Augenblick aufrichtete, sank gleich darauf, mitten in die Stirn getroffen, leblos nieder. So ist es vielen dort ergangen; wir sahen keinen Feind, hatten aber ständig Verluste, so wie nur jemand, den Gegner zu sehen, sich etwas aufrichtete. Nachher wurden bei uns noch Maschinengewehre in Stellung gebracht, die wohl ab und zu das Unterholz abstreuten, aber doch wenig erreichten. Die Bedienungsmannschaften, die sich anfangs hinter ihren Schuttschilden sicher gefühlt hatten, gruben sich auch bald ein; denn auf die kurze Entfernung wurden die Stahlplatten glatt durchgeschlagen, und mancher Maschinengewehrschütze noch getötet oder verwundet. Des abends glichen die Schuttschilde Sieben. Da unsere Artillerie nicht eingreifen, wir allein auch nicht vorwärts kommen konnten, so wurde, als es dunkel war, befohlen, für die Nacht wieder in dieselben Quartiere zu gehen, unter Zurücklassung von Posten und Patrouillen, und vor Tagesgrauen die Stellung wieder zu besetzen. Im Quartier trafen wir wieder mit den andern beiden Zügen zusammen. Diesen war es noch schlimmer ergangen, sie hatten beim Vorgehen, ohne wie ich von den 17ern gewarnt zu sein, plötzlich ebenfalls aus ganz dichtem Unterholz heraus und auch auf nur zehn Meter Entfernung Infanterie- und Maschinengewehrfeuer erhalten; unser Kompagnieführer war gleich zuerst gefallen, der eine Zugführer schwer verwundet worden, der andere leicht, außerdem noch 5 Unteroffiziere und etwa 25 Mann schwer oder leicht. Da zwei ältere Offizierstellvertreter schon vorher erkrankt zurückgeblieben waren, mußte ich die Kompagnie übernehmen.

Heinrich Wellmann

Kriegsfreiwilliger, Sohn des verstorbenen Gastwirts Wellmann in Wardenburg, geboren am 3. April 1894, besuchte bis zum 10. Lebensjahre die Volksschule seines Heimatdorfes und kam dann zur Oberrealschule in Oldenburg. Nachdem er hier das Zeugnis der Reife erlangt hatte, widmete er sich dem Bankfach und trat als Lehrling bei der Zweiganstalt der Oldenburger Landesbank in Eutin ein. Als der Krieg ausbrach, kam er am ersten Mobilmachungstage nach Hause und meldete sich sofort als Freiwilliger beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91. Da er aber nicht gleich eingestellt werden konnte, so arbeitete er vorläufig bei der Hauptbank in Oldenburg weiter. Inzwischen hatte er sich auch bei der Artillerie gemeldet, wurde aber am 11. September zum Ersatz-Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 91 eingezogen. Nach erfolgter Ausbildung wurde er der 2. Ersatz-Kompagnie des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 229 überwiesen und rückte am 29. Dezember 1914 ins Feld nach der Ostfront. Am 5. Juni 1915 fand er als „einer der besten“, wie es in der Kompagnie hieß, bei Samnice durch eine Russen-kugel den Heldentod. Seinen Eltern wurde folgender Abschiedsbrief, den er am Tage seiner Einberufung geschrieben hatte, zugestellt: „Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, hat es dem allgewaltigen Lenker der Schlachten gefallen, mich den Heldentod für das deutsche Vaterland sterben zu lassen. Ich sende Euch allen daher noch einen letzten Herzensgruß und bitte zu Gott, Euch in Eurem Schmerz zu stärken, daß Ihr mannhaft, wie es eines Deutschen würdig ist, das Schwere ertragt. Ich selbst bin freudig in den Krieg gezogen mit der festen Absicht, mein Möglichstes zu tun und nach Kräften dazu beizutragen, daß unser deutsches Vaterland frei bleibe von slawischer Knechtschaft und Unkultur oder gallischer und englischer Schurkerei und Hinterlist, daß es diesen arglistigen Feinden einen Frieden diktieren könne, der für die fernere Zukunft jeden Krieg aus Europa verbanne. In der Hoffnung, daß dies unserm deutschen Heere gelinge, mit dem Wunsche, daß Ihr alle dann noch recht lange die Früchte dieses europäischen Friedens genießen möget und endlich mit einem letzten Dank für alles, was ich an Wohltaten von Euch empfangen habe, grüße ich Euch alle, Ihr meine Lieben, von ganzem Herzen. Euer treuer Heini.“

Feldpostbriefe.

8. Januar 1915.

Gestern Abend sind wir hier in Miedinewice bei Skierniewice angekommen und heute eingeteilt worden. Augenblicklich liegen wir hier in Quartier und kommen morgen oder übermorgen in den Schützengraben. Gestern Abend wurde hier sehr

